

CSU-Generalsekretär Bernd Protzner: „Dem merkt man schwer was an“

Ein einziger Parteiversprecher

Wie es kam, daß ein Politiker schließlich einen Satz sprach, nach dem selbst höchste Protektion ihn nicht mehr im Amt halten kann

Von Corinna Emundts

München, 30. Juni – Wie der Pfarrer vor der Kirche hat er die Eintreffenden im Blick. Bernd Protzner fixiert die Gesichter der Zuhörer, wenn er spricht. Er hat gerne alles unter Kontrolle. Bei den Aufbauarbeiten zum CSU-Wahlkampfauftakt in der Halle A6 der Neuen Messe in München-Riem läßt er das Rednerpult weiter nach rechts rücken, „sonst schaut man in den Gang, das ist depressiv – man muß den Rückhalt in den Gesichtern haben“. Der frische Messeboden ist noch zu glatt, am Schriftzug der CSU blättert ein wenig Farbe. Sonst läuft alles bestens, alles ist sorgfältig geplant für den nächsten Tag, nur eines nicht: Sein Ausrutscher, der den pompösen Wahlkampfauftakt erheblich durcheinanderbringt und ihm als Generalsekretär die Rücktrittsforderung beschert.

Morgens um 7.50 Uhr sät CSU-Generalsekretär Bernd Protzner vom Auto-telefon aus „Unfug“, wie es sein Stellvertreter später nennen wird: In einem Interview mit dem *Deutschlandfunk* sagt Protzner, die CSU werde für den unwahrscheinlichen Notfall einer Wahlniederlage der Union unter bestimmten Bedingungen eine SPD-Minderheitsregierung unter Schröder tolerieren. Bei der Ankunft in der Messehalle ist er noch fröhlich, er stellt sich wie gewohnt am Eingang auf. Auf dem Podium kritisiert der Parteichef Theo Waigel Schröder, da gleicht Protzners Sprecher Ingo Fett die Meldung des Interviews, die nun als Nachricht über die Agenturen läuft, noch mit Protzner ab.

Die Journalisten in der Messehalle beginnen sich dafür zu interessieren, und am Tisch des CSU-Präsidiums wird es unruhig. Ministerpräsident Stoiber, noch außer Atem und

verschwitzt von der Wahlkampfreden, ruft im Gehen sichtlich genervt auf die Frage, ob er mit einem Generalsekretär glücklich sei, der an einem solchen Tag über die Tolerierung Schröders rede: „Das ist hier nicht das Thema, es geht darum, Wahlen zu gewinnen.“ Flugs versucht Sprecher Fett zu beschwichtigen. „Er hat sich auf die Frage eingelassen, vielleicht hätte er das nicht tun sollen.“ Wahlkampfzeiten seien eben nervöse Zeiten. Abends ist die Meldung im Fernsehen und Waigel zutiefst verärgert.

Warum nur passiert ihm so etwas, fragen sich nicht nur die Parteifreunde. Er hätte es wissen müssen, daß der Zeitpunkt falsch war, öffentlich über eine Tolerierung Schröders zu reden (die Nachricht selbst war in den Tagen zuvor aus CSU-Kreisen nach außen gedrungen). Es ist Wahlkampf, und da denkt man nicht laut an das Verlieren. Protzner hat damit die Aufgeregtheit offenbart, die auch die siegessicherste aller Parteien ergriffen hat. Er hätte wissen müssen, daß diese Meldung in den Medien für mehr Aufruhr sorgen würde als Waigels und Stoibers Rede zusammen. Er hat es aber nicht gewußt.

Bernd Protzner gibt sich nach diesem Wochenende Mühe, gut gelaunt zu wirken. Obwohl er an diesem Montag in München eine Meldung verlesen muß, mit der er seine Aussage zurücknimmt. Abends trifft der Bonner CSU-Landesgruppenchef Michael Glos Protzner in seinem Wahlkreis „aufgeräumt“ an. „Dem merkt man schwer was an“, sagt Glos, „aber man weiß nicht, wie es in ihm drinnen aussieht.“

Manchmal erinnert er an einen kleinen Jungen, der auf einer Dampfwalze sitzt und walzt und walzt und vergnügt dabei lacht

oder verbissen ist. Wie bei seinem Auftritt bei der RTL-Talkshow von Bärbel Schäfer, als er zusammen mit anderen Politikern von Jugendlichen Vorwürfe zu hören bekam, die Politiker hätten den Draht zu den Nöten der Jugendlichen verloren. Statt wenigstens auf sie einzugehen, widerspricht er „entschieden“, er sei schließlich immer in seinem Wahlkreis unterwegs. Es ist nicht seine Art, sich in sein Gegenüber zu versetzen, er walzt nach vorne mit seinen Ansichten; je offizieller der Anlaß, je unangenehmer die Situation, desto mehr spricht er in stakkatoartiger Artikulation ohne Höhen und Tiefen, wie auswendig gelernt. Wie ein Lehrer beim Diktat.

Generalsekretäre sind dazu da, den politischen Gegner vor den Kopf zu stoßen. Sie spielen auf der obersten politischen Ebene mit, nicht am Stammtisch, und brauchen doch Gespür für Stimmungen, Feingefühl für den passenden Ausdruck und die Wirkung der eigenen Worte. Generalsekretäre müssen Kommunikationstalent haben. Bei Bernd Protzner scheint aber gerade das nicht besonders ausgeprägt zu sein. Immer wieder hat er Bürger, Wähler und Parteifunktionäre mit seinen Äußerungen vor den Kopf gestoßen. Vorvergangenen Montag mußte er es sich bei einer Pressekonferenz in München gefallen lassen, nicht zu Wort zu kommen, als eine kritische Frage an ihn gerichtet wurde: Der geschmeidiger argumentierende Theo Waigel hatte pfeilschnell geantwortet.

Viele CSU-Politiker sind nicht besonders glücklich darüber, von Protzner in den Medien repräsentiert zu werden. „Jede Pressekonferenz, jedes Interview ist ein Risiko mit ihm“, heißt es aus der Landtagsfraktion, zu der er ein „über Jahre gewachsenes, kompli-

ziertes Verhältnis“ habe. Seit Dienstag ist klar, daß die Verhältnisse nach den Wahlen einfacher werden: Die CSU wird dann einen neuen Generalsekretär haben.

Die Frage aber bleibt: Warum hat die Partei Bernd Protzner so lange gehalten? Er diente vor allem den Interessen Theo Waigels. Der hatte 1994, nach dem verlorenen Kampf um das Amt des Ministerpräsidenten, noch angeschlagen und mißtrauisch gegen Ministerpräsident Stoiber, einen Kandidaten aus Bonn für das Amt des Generalsekretärs gesucht. Seit dem 1. Januar 1995 ist Bernd Protzner nun Generalsekretär der CSU. Er hatte sich nicht darum beworben, Waigel hatte ihn gefragt. Er sei davon überrascht worden, denn er habe „nicht so eine lupenreine politische Karriere gehabt, war eher auf lokale und regionale Politik beschränkt“.

Waigel duldet keine starken Persönlichkeiten im eigenen Wirkungskreis, dafür aber kann er sich Protzners unbedingter Loyalität sicher sein. Das stärkt Waigels Position in München und in den Medien, wo er selbst nun viel präsenter ist als zu Zeiten des starken CSU-Generalsekretärs Erwin Huber. Inzwischen, so heißt es in CSU-Kreisen, sei auch Waigel nicht mehr zufrieden mit seiner Entscheidung. Stoiber begrüßt ohnehin den 1997 als Stellvertreter Protzners eingesetzten Landtagsabgeordneten Joachim Herrmann als „Herr Generalsekretär“, während er Protzner nur kurz zunickt.

Hätte Waigel nun Protzner früher seines Amtes enthoben, wäre ihm dies in München als Schwäche ausgelegt worden. Zu brüchig ist der mühsam erkämpfte Frieden zwischen Stoiber und Waigel, zwischen Bonn und München. Zu vertrackt die Situation der

bayerischen Partei, zwei Wahlkämpfe gleichzeitig führen zu müssen: In Bayern will sich Stoiber bewußt von der geschwächten CDU abgrenzen und rechte Wählerschichten mit einer harten Linie etwa in der Ausländerpolitik einfangen. In Bonn versucht der CDU-Fraktionsvorsitzende Wolfgang Schäuble, die CSU auf einen moderateren Kurs zu ziehen, aus Furcht, der CSU-Wahlspruch „Deutschland ist kein Einwanderungsland“ treibe Wähler aus der Mitte in die Arme des SPD-Kanzlerkandidaten. Dazwischen klemmt Protzner und darf zu diesem Thema gar nichts mehr sagen.

So wie Waigel Protzner bei der Münchner Pressekonferenz behandelt hat, soll sich der Generalsekretär offenbar nur noch zum Verlauf des Wahlkampfes äußern, nicht aber zu seinen Inhalten. Doch auch mit dieser Rolle scheint sich Protzner wohlfühlen, artig nickte er, gelegentlich stolz blickend, zu Waigels Antworten. Für seine Wahlkampforganisation und interne Umstrukturierung der Münchner Landesleitung zollt ihm die Partei mehr Anerkennung.

Bernd Protzner hat früh gelernt, sich abzuschotten. „Wenn Sie austeilen, müssen Sie auch einstecken.“ Als zweiter Sohn einer

oberschlesischen Flüchtlingsfamilie kam er 1952 im oberfränkischen Kulmbach zur Welt. Der Vater, ein Kfz-Meister, der bei der Post angestellt war, starb an den Folgen einer Kriegsverletzung, als Bernd Protzner fünf Jahre alt war. Seine Mutter schildert er als „ernst und fromm“. Jeden Tag sei sie in die Kirche gegangen, oft ging er mit. In der Schule war er meistens Klassenbesten, „man wollte der Mutter keine zusätzliche Last machen“. Er wuchs in bescheidenen Verhältnissen auf in der Wohnung der Mutter in Kulmbach, einer oberfränkischen Kleinstadt mit 30 000 Einwohnern. „Eine Chance hat man nur gehabt, wenn man sich selber angestrengt hat. Also mußte man versuchen, relativ ordentlich zu sein und Leistung zu bringen.“ Fragt man ihn nach seinen Erinnerungen an den Tod des Vaters, ob er selbst manchmal an den Tod denkt, ob ihm die Kritik in der Partei etwas ausmache – stets wiegelt er ab.

Bernd Protzner ißt am liebsten helle Confitéschokolade mit hohem Kakaoanteil und nussigem Geschmack. Er hat sich einen Schutzpanzer zugelegt, gepolstert mit Schokolade. Möglicherweise ist ihm darüber das Gespür für die Außenwelt verlorengegangen. „Ich habe immer widersprochen, ob es mir von Nutzen war oder hätte schaden können.“

Hat er von sich aus schon mal erwogen zurückzutreten? „Es ist nicht meine Art aufzugeben. Ich bin es gewohnt, Aufgaben zu Ende zu bringen.“ Egal welche? „Das ist richtig.“

Wie sein zehn Jahre älterer Bruder Wolfgang, den er für seine universitäre und kommunale Politikkarriere bewunderte, trat er als Jugendlicher der Jungen Union bei und kämpfte mit ihm gegen die NPD. Mit seinen beiden Kindern spaziert Bernd Protzner später an der Mauer entlang, um ihnen zu zeigen, „daß es zwei Arten gibt zu leben: die freie und die unfreie“. Er ist Pädagoge, will anderen etwas beibringen, früh warnen vor „Anti-Demokraten“.

Er sammelt Kunst: In seinem Wohnzimmer hängen Aquarelle und Ölbilder seiner fränkischen Heimat. In einem Zeitungs-Fragebogen hat er einmal angegeben, sein Traumberuf wäre Kunstmaler. Das Leben, sagt er, sei für ihn kein Kampf, sondern eine Herausforderung, die Möglichkeit zu gestalten. Der Wechsel als Bundestagsabgeordneter nach Bonn war für den Studienrat im Hochschuldienst wie ein beruflicher Wechsel ins Ausland. In diesem Ausland herrscht bisweilen auch ein differenzierteres Geschichtsverständnis, als es in diesen Worten

Protznern sichtbar wird: Die Entscheidung in Sachsen-Anhalt nannte er „die schmutzigste Wahl in einem deutschen Parlament seit 1933“. Man müsse zuspitzen, um Aufmerksamkeit zu finden, rechtfertigt er sich, wie andere Generalsekretäre auch.

An einem Sommerabend im oberfränkischen Maierhof-Guttenberg wartet Bernd Protzner vor dem Festzelt der Freiwilligen Feuerwehr auf seinen Kollegen von der CDU, Peter Hintze, mit dem er einen Wahlkampfauftakt bestreitet. Hintze höhnt gegen Schröder und die PDS. Und sagt: „Deutschland ist kein Einwanderungsland.“ Doch der Applaus ist mäßig. An einem Tisch sitzen Kulmbacher CSU-Mitglieder, gutsituierte Bürger. Ein Fabrikant ist dabei, der viel Geld bezahlt hat, um einen vietnamesischen Mitarbeiter vor der Abschiebung zu bewahren, erfolglos. Und ein Hotelier, der sagt, ohne Tschechen würde bei ihm nichts gehen. Gegen den bayerischen Trend steigt in Kulmbach die ohnehin besonders hohe Arbeitslosenquote. Der Applaus tobt, als Protzner im Zelt sagt, er wüßte, diese Entwicklung würde sich ändern in Kulmbach. Aber auch nur dieses eine Mal.

„MAN MUSS den Rückhalt in den Gesichtern haben“: Der glücklose CSU-Generalsekretär Bernd Protzner.

Photo: Regina Schmeken